

## Rittmeister Brand.

19] Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

14.

Der nächste Vormittag traf Dietrich auf dem Wege zu Frau von Müller. Er wollte sie in Kenntnis des Anerbietens setzen, das Madame Vernon ihr machen werde, und sie bitten, es abzuweisen.

Minutenlang ließ man ihn heute vor der Tür warten. Er läutete mehrere Male diskret und geduldig nach entsprechenden Zwischenräumen. Ihm kam vor, als ob er in der Küche flüstern, leise Schritte über die Steinplatten gleiten hörte, als ob eine Tür möglichst geräuschlos geöffnet und wieder geschlossen würde.

Endlich hob sich der Zipfel des weißen Vorhanges. Die Dienerin erschien am Fenster und fuhr beim Anblick Brands erschrocken zurück.

„Was ist? was gibt's? Machen Sie doch auf!“ rief er laut und beunruhigt.

Noch eine Weile zögerte sie, öffnete aber endlich doch und stand vor dem Eintretenden, sie, die brave, in Ehren ergraute Magd, verwirrt, mit unstet flackernden Blicken, mit glühenden Wangen, ein Bild des schlechten Gewissens. „Niemand zu Hause,“ stotterte sie und sah dabei schief und verstört nach einem Gegenstande hinüber, der auf dem Küchentische lag neben einem kleinen Krater aus Mehl, in den sie ein Eigelb eingebettet hatte. Dieser Gegenstand war eine Zehnguldennote.

„Sie lügen schlecht,“ sprach Brand. „Ja, was Hänschen nicht lernt, meine liebe . . . Darf ich um Ihren werten Namen bitten?“

„Pauline zu dienen.“

„Meine liebe Pauline. Die gnädige Frau mag nicht zu Hause sein, aber jemand anderer ist da bei Ihnen. O, Pauline, in Ihrem — ich will sagen in unserem Alter — in Abwesenheit der gnädigen Frau, und mitten im Kochen!“

„Herr Rittmeister, Jesus Maria, was glauben Sie von mir? Ich weiß nicht, was ich tun soll, ich weiß nicht, was ich sagen soll . . .“

„Die Wahrheit, Pauline. Wer ist da, wen verstecken Sie?“

„Ich verstecke ihn nicht, er versteckt sich selbst. Ich weiß nicht, warum. Er hat mir befohlen, zu sagen, daß niemand zu Hause ist, wenn wer anderer kommt, als die gnädige Frau, und er muß auf sie warten und muß mit ihr sprechen in Geschäften.“

„Er hat befohlen? Wer hat Ihnen etwas zu befehlen?“

„Der Herr Chef, Herr Jesus! Er ist der Chef. Der gnädige Herr Chef wird doch etwas zu befehlen haben. Er kann uns alle brotlos machen, sagt er.“

„Brotlos machen, so? Nun, meine Liebe, ich habe Ihnen zwar nichts zu befehlen, aber raten möchte ich Ihnen . . .“

Herr Jesus! dieser Rat war in einer Manier gegeben, viel fürchterlicher als die des Chefs, Befehle zu erteilen. Fast hätte die arme Pauline aufgeschrien.

„Seien Sie still und kochen Sie ruhig weiter, das ist mein Rat. Und dieses Geld“ — Brand wies auf die Banknote — „dieses Sündengeld . . .“

„Sündengeld?“ — Jetzt war ihr Bekreische nicht mehr zu unterdrücken: „Ich mag's nicht, ich hab's nicht angerührt. Nehmen Sie's, gnädiger Herr, geben Sie's zurück.“

„Gut, vortrefflich.“ Brand steckte das Geld zu sich und trat ins Atelier. Aber da war niemand.

Der Glende hatte sich weiter zurückgezogen, ins Zimmer neben an — Gnade ihm Gott! — ins Schlafzimmer Sophiens. Dietrich ging auf die Tür zu, eine niedere Tür ohne Schloß, drückte die Klinke und stand in dem Zimmer, in dem die Geliebte, ja, ja, die Vielgeliebte! ausruhte von den Mühen des Tages.

Ein armes, schmales, grau getünchtes Stübchen. An der kurzen Wand, dem geöffneten Fenster gegenüber, stand ein mit einem roten Kissen zugedecktes eisernes Bett, ziemlich dicht daneben ein alter, kleiner Ofen, und zwischen diesem und dem Bett war Herr Weiß eingeklemmt und machte verzweifelte Anstrengungen, sich, immer tiefer niederkauend, zu verstecken. Ein lächerliches Unternehmen, von dem nur einer,

der vor Angst den Kopf verloren hat, glücklichen Erfolg erwarten konnte.

Brand betrachtete ihn mit durchbohrender Verachtung. „Kommen Sie doch hervor,“ sagte er, „Sie derolieren noch den Ofen.“

Der Rittmeister spakste. Unerwartetes Glück! da konnte ja auch Herr Weiß spaksten. Er richtete sich auf, glättete seinen Rock, seine Weste, lachte gequält und stotterte mit unverbältschem Galgenhumor: „Ha, ha, Ueberraschung über Ueberraschung — Sie verderben mir eine Ueberraschung . . . Ich wollte — ja, wollte im Auftrage meiner Frau . . .“

Brand hatte den Blick von ihm ab und auf einen eleganten Zylinder gewendet, der auf dem Bette lag: „Sie haben Ihren Hut in unpassender Art abgelegt, nehmen Sie ihn wieder auf!“ sprach er gebieterisch, und Eduard brachte nur ein: „O Pardon!“ heraus und gehorchte.

Brand stellte einen Sessel, den einzigen, der da war, vor die geschlossene Tür, setzte sich und kreuzte die Arme.

Weiß sah ihm mit bangen Gefühlen zu. „Was beliebt Ihnen eigentlich?“ fragte er, Schlimmes ahnend, aber bemüht, einen „legeren Ton“ anzunehmen. „Sollen wir Frau von Müller hier erwarten?“

„Wir nicht. Sie gehen gleich, das heißt, Sie springen — da hinaus.“

Verwirrte die Furcht Eduards Sinne oder streckte der entsetzliche Brand jetzt wirklich den Arm aus, gegen das Fenster?

Er war ganz Kraft, ganz Wille, dieser ehemalige Rittmeister. Uerbittliche Entschlossenheit funkelte aus den tief liegenden Augen, und um den Mund mit den fest aufeinander gepreßten Lippen hatte ein Zug sich gebildet — die selben scharfen Furchen mochten sich, wie mit dem Grabstichel in Erz gezeichnet, von den Mundwinkeln herab gezogen haben, damals, als er die Pistole hob, um den Obersten durch und durch zu schießen . . . In Eduard stieg ein einziger, heißer Wunsch auf, der alle anderen Wünsche verdrängte, der Wunsch, aus der Nähe dieses gefährlichen Menschen zu kommen.

„Ich empfehle mich,“ sagte er, „bitte nur, mir Platz zu machen.“

„Dort ist Platz genug,“ versetzte Brand. Und wieder die entsetzliche Gebärde. „Frau von Müller kann jeden Augenblick nach Hause kommen, und ich will ihr das Mißvergnügen, Ihnen zu begegnen, ersparen. Deshalb gehen Sie nicht über die Stiege, sondern springen aus dem Fenster, wenn Sie es nicht vorziehen, hinausgeworfen zu werden. Sie nehmen auch Ihr Eintrittsgeld mit . . .“ Er hielt ihm die Banknote hin, die Eduard in ratloser Bestürzung einsteckte. „Wenn ich bedenke, daß Sie sich erfrecht haben, Eintrittsgeld zu zahlen . . .“

„Herr Rittmeister, Sie verkennen meine Absichten, ich versichere Ihnen auf Ehre . . .“

„Reden Sie nicht von Ehre!“ rief Brand. „Ich habe auch Nerven, ich kann manche Worte von manchen Leuten nicht aussprechen hören. — Springen Sie!“ Wieder streckte er den Arm aus, und Eduard überließ sich.

Was tun? Sich mit dem Fürchterlichen in einen Ringkampf einlassen — der wahnsinnige Gedanke kam ihm, doch verwarf er ihn sogleich und stotterte: „Es gibt eine Polizei —“

„Nicht in der Nähe. Wenn Sie rufen, kommt höchstens die Hausmeisterin.“

„Die nicht! die nicht!“ Vor der graute ihm offenbar — was machte es gegeben haben zwischen ihr und ihm.

Selle Tropfen perlten auf seiner Stirn. Er näherte sich dem Fenster. Ein Blick, den er in den Garten hinabwarf, beruhigte ihn einigermaßen; es war ein geringes Wagnis, das von ihm gefordert wurde. Nur eine abscheuliche Verletzung der Etikette, niederträchtig beschämend. Aber da kam Hilfe in der Not, da hatte er einen rettenden Einfall. Der Spieß ließ sich umdrehen und dem Beschützer Sophiens ins väterliche Herz stoßen.

„Wenn ich's tu, tu ich's, weil ich's will, weil's mir einen Lux macht,“ sprach er munter, weil's flott ist, weil's fecht ist. Mich braucht's nicht zu tangieren, wenn man mich aus dem Schlafzimmersenster der Frau von Müller springen sieht.“

„Keine Gefahr. Die unteren Fenster sind blind, und der zweite Stock ist unbewohnt. Man läutet. Nun, wird's?“  
 „Aus Juy tu ich's — merken Sie sich das . . .“ Er hatte sich auf das Fensterbrett gesetzt und die Füße hinaufgezogen; er sah, daß Brand aufstand und auf ihn zukam. Nein, nein! das verbat er sich — Nachhilfe war überflüssig. Hastig erhob er die Hände zur Abwehr, verlor das Gleichgewicht, suchte, einen Stützpunkt suchend, in der Luft herum, und plumpste kopfüber hinaus.

Brand trat ans Fenster und sah ihn auf dem Boden liegen und gar nicht „fesch“, gar nicht „flott“, mit blöd aufgerissenen Augen zum blauen Himmel emporstarren. Er war tief eingesunken in ein frisch rigoltes Beet, das zur Aufnahme schöner Blumen und nicht zu der eines solchen Klozes bestimmt war. Dietrich warf ihm seinen Zylinder nach, den er vergessen hatte, und konnte nicht umhin, einen neuen Mangel in der Erziehung dieses Herrn zu rügen:

„Wenn er volligieren gelernt hätte, wie ganz anders wäre er da unten angekommen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Seldwyl's Geschichte von Gottfried Keller.

10] Nachdruck verboten.  
 Sobald er in der Stadt war, trug er seine Uhr zu einem Uhrmacher, der ihm sechs oder sieben Gulden dafür gab, für die silberne Kette bekam er auch einige Gulden, und er dünkte sich nun reich genug; denn er hatte, seit er groß war, nie soviel Geld besessen auf einmal. Wenn nur erst der Tag vorüber und der Sonntag angebrochen wäre um das Glück damit zu erkaufen, das er sich von dem Tage versprach, dachte er; denn wenn das Uebermorgen auch um so dunkler und unbekannter hineinragte, so gewann die ersehnte Lustbarkeit von morgen nur einen seltsameren, erhöhteren Glanz und Schein. Inzwischen brachte er die Zeit noch leidlich hin, indem er ein paar Schuhe für Brenchen suchte, und dies war ihm das vergnügteste Geschäft, das er je betrieb. Er ging von einem Schuhmacher zum anderen, ließ sich alle Weiberschuhe zeigen, die vorhanden waren und endlich handelte er ein leichtes und feines Paar ein, so hübsch, wie sie Brenchen noch nie getragen. Er verbarg die Schuhe unter seiner Weste und tat sie die übrige Zeit des Tages nicht mehr von sich; er nahm sie sogar mit ins Bett und legte sie unter das Kopfkissen. Da er das Mädchen heute früh noch gesehen und morgen wieder sehen sollte, so schlief er fest und ruhig, war aber in aller Frühe munter und begann seinen dürftigen Sonntagstaat zurecht zu machen und auszukupfen, so gut es gelingen wollte. Es fiel seiner Mutter auf, und sie fragte verwundert, was er vorhabe, da er sich schon lange nicht mehr so sorglich angezogen. „Er wolle einmal über Land gehen und sich ein wenig umtun,“ erwiderte er, „er werde sonst krank in diesem Hause.“ — „Das ist mir die Zeit her ein merkwürdiges Leben,“ murmelte der Vater, „und ein Herumschleichen!“ — „Laß ihn nur gehen,“ sagte aber die Mutter, „es tut ihm vielleicht gut, es ist ja ein Glend, wie er aussieht!“ — „Hast Du Geld zum Spazieren gehen, woher hast Du es?“ fragte der Alte. — „Ich brauche keines,“ sagte Sali. — „Da hast Du einen Gulden!“ versetzte der Alte und wirft ihm denselben hin. Du kannst im Dorf ins Wirtshaus gehen und ihn dort verzehren, damit sie nicht glauben, wir seien hier so übel daran. — „Ich will nicht ins Dorf und brauche den Gulden nicht, behalt' ihn nur!“ — „So hast Du ihn gehabt, es wäre schade, wenn Du ihn haben müßtest, Du Stecklopf!“ rief Manz und jahob seinen Gulden wieder in die Tasche. Seine Frau aber, welche nicht wußte, warum sie heute ihres Sohnes wegen so wehmützig und gerührt war, brachte ihm ein großes schwarzes Mailänder Halstuch mit rotem Rande, das sie nur selten getragen und er schon früher gern gehabt hätte. Er schlang es um den Hals und ließ die langen Zipfel fliegen, auch stellte er zum erstenmal den Hemdtragen, den er sonst immer umgeschlagen, ehrbar und männlich in die Höhe, bis über die Ohren hinaus, in einer Anwandlung ländlichen Stolzes, und machte sich dann, seine Schuhe in der Brusttasche des Rockes, schon nach sieben Uhr auf den Weg. Als er die Stube verließ, drängte ihn ein seltsames Gefühl, Vater und Mutter die Hand zu geben, und auf der Straße sah er sich noch einmal nach dem Hause um. „Ich glaube am Ende,“ sagte Manz, „der Purche streicht irgendeinem Weibsbild nach, das hätten wir gerade noch nötig!“ — Die Frau sagte: „O wollte Gott, daß er vielleicht ein Glück machte, das täte dem armen Bub'en gut!“ — „Richtig,“ sagte der Mann, „das fehlt nicht, das wird ein himmlisches Glück geben, wenn er nur erst an eine solche Maultasche zu geraten das Unglück hat. Das täte dem armen Bübeli gut, natürlich!“

Sali richtete seinen Schritt erst nach dem Flusse zu, wo er Brenchen erwartete wollte; aber unterwegs ward er anderen Sinnes und ging geradezu ins Dorf, um Brenchen im Hause selbst abzuholen, weil es ihm zu lange währte bis halb elf. Was kümmern

uns die Leute, dachte er. Niemand hilft uns, und ich bin ehlich und fürchte niemand! So trat er unerwartet in Brenchens Stube, und ebenso unerwartet fand er es schon vollkommen angekleidet und geschmückt dahinen und der Zeit harren, wo es gehen könne, nur die Schuhe fehlten ihm noch. Aber Sali stand mit offenem Munde still in der Mitte der Stube, als er das Mädchen erblickte, so schön sah es aus. Es hatte nur ein einfaches Kleid an von blaugefärbter Leinwand, aber dasselbe war frisch und sauber und sah ihm sehr gut um den schlanken Leib. Darüber trug es ein schneeweißes Musselinalstuch, und dies war der ganze Anzug. Das braune, gekräuselte Haar hatte es wohl geordnet, und die sonst so wilden Locken lagen nun fein und lieblich um den Kopf; da Brenchen seit vielen Wochen nicht aus dem Hause gekommen, so war seine Farbe zarter und durchsichtiger geworden, so wie auch vom Kummer; aber in diese Durchsichtigkeit goß jetzt die Liebe und die Freude ein Rot um das andere, und an der Brust trug es einen schönen Blumenstrauß von Rosmarin, Rosen und prächtigen Aftern. Es sah am offenen Fenster und atmete still und hold die frisch durchsonnte Morgenluft; wie es aber Sali erscheinen sah, streckte es ihm beide hübsche Arme entgegen, welche vom Ellbogen an bloß waren, und rief: „Wie recht hast Du, daß Du schon jetzt und hierher kommst! Aber hast Du mir Schuhe gebracht? Gewiß? Nun sieh ich nicht auf, bis ich sie anhabel!“ — Er zog die Erschenten aus der Tasche und gab sie dem begierigen schönen Mädchen; es schleuderte die alten von sich, schlüpfte in die neuen, und sie paßten sehr gut. Erst jetzt erhob es sich vom Stuhl, wiegte sich in den neuen Schuhen und ging eifrig einige Mal auf und nieder. Es zog das lange, blaue Kleid etwas zurück und beschaute wohlgefällig die roten, wollenen Schleifen, welche die Schuhe zierten, während Sali unaufhörlich die feine, reizende Gestalt betrachtete, welche da in lieblicher Aufregung vor ihm sich regte und freute. — „Du beschaust meinen Strauß?“ sagte Brenchen, „habe ich nicht einen schönen zusammengebracht? Du mußt wissen, dies sind die letzten Blumen, die ich noch aufgefunden in dieser Wüstenei. Hier war noch ein Mädchen, dort eine Aft' und wie sie nun gebunden sind, würde man es ihnen nicht ansehen, daß sie aus einem Untergange zusammengeführt sind! Nun ist es aber Zeit, daß ich fortkomme, nicht ein Blümchen mehr im Garten und das Haus auch leer.“ — Sali sah sich um und bemerkte erst jetzt, daß alle Fahrhabe, die noch dagesewen, weggebracht war. „Du armes Breekl!“ sagte er, „haben sie Dir schon alles genommen?“ — „Gestern,“ erwiderte es, „haben sie's weggeholt, was sich von der Stelle bewegen ließ, und mir kaum mehr mein Bett gelassen. Ich hab's aber auch gleich verkauft und habe jetzt auch Geld, sieh!“ Es holte einige neu glänzende Talerstücke aus der Tasche seines Kleides und zeigte sie ihm. „Damit,“ fuhr es fort, „sagte der Waisenbogh, der auch hier war, „solle ich mir einen Dienst suchen in einer Stadt, und ich solle mich heute gleich auf den Weg machen.“ — „Da ist aber auch gar nichts mehr vorhanden,“ sagte Sali, nachdem er in die Küche geguckt hatte, „ich sehe kein Hölzchen, kein Pfännchen, kein Messer! Hast Du denn auch nicht zu Morgen gegessen?“ — „Nichts,“ sagte Brenchen, „ich hätte mir etwas holen können, aber ich dachte, ich wollte lieber hungrig bleiben, damit ich recht viel essen könne mit Dir zusammen, denn ich freue mich so sehr darauf, Du glaubst nicht, wie ich mich freue!“ — „Wenn ich Dich nur anrühren dürfte,“ sagte Sali, „so wollte ich Dir zeigen, wie es mir ist, Du schönes, schönes Ding!“ — „Du hast recht, Du würdest meinen ganzen Staat verderben, und wenn wir die Blumen ein bißchen schöner, so kommt es zugleich meinem armen Kopf zugute, den Du mir übel zuzurichten pflegst.“ — „So komm, jetzt wollen wir ausrücken!“ — „Noch müssen wir warten, bis das Bett abgeholt wird; denn nachher schließe ich das leere Haus zu und gehe nicht mehr hierher zurück. Mein Bündelchen gebe ich der Frau aufzubehalten, die das Bett gekauft hat.“ — Sie setzten sich daher einander gegenüber und warteten; die Bäuerin kam bald, eine bierschrötige Frau mit lautem Mundwerk, und hatte einen Wurfsack bei sich, welcher die Bettstelle tragen sollte. Als diese Frau Brenchens Liebhaber erblickte und das gepukete Mädchen selbst, sperrte sie Maul und Augen auf, stemmte die Arme unter und schrie: „Ei sieh da, Breekl! Du treibst es ja schon gut. Hast einen Wessucher und bist gerüstet wie eine Prinzeh?“ — „Gelt aber!“ sagte Brenchen freundlich lachend, „wißt Ihr auch, wer das ist?“ — „Ei, ich denke, das ist wohl der Sali Manz? Berg und Tal kommen nicht zusammen, sagt man, aber die Leute! Aber nimm Dich doch in acht, Kind, und denf, wie es Euren Eltern ergangen ist.“ — „Ei, das hat sich jetzt gewendet und alles ist gut geworden,“ erwiderte Brenchen lächelnd und freundlich mittelam, ja beinahe herablassend, „sieh, Sali ist mein Hochzeiter.“ — „Dein Hochzeiter, was Du sagst!“ — „Ja, und er ist ein reicher Herr, er hat hunderttausend Gulden in der Lotterie gewonnen. Denkt einmal, Frau!“ — Diese tat einen Sprung, schlug ganz erschrocken die Hände zusammen und schrie: „Gund — hunderttausend Gulden!“ — „Hunderttausend Gulden!“ versicherte Brenchen ernsthaft. — „Herr da meines Lebens! Es ist aber nicht wahr, Du lügst mich an, Kind!“ — „Nun, glaubt, was Ihr wollt!“ — „Aber wenn es wahr ist und Du heiratest ihn, was wollt Ihr denn machen mit dem Gelde? Willst Du wirklich eine vornehme Frau werden?“ — „Versteht sich, in drei Wochen halten wir Hochzeit!“ — „Geh mir weg, Du bist eine häßliche Lügnerin!“ — „Das schönste Haus hat er schon gekauft in Seldwyl, mit einem großen Garten und

Weinberg; Ihr müßt mich auch besuchen, wenn wir eingerichtet sind, ich zähle darauf!“ — „Allweg, Du Teufelsheulein, was Du bist!“ — „Ihr werdet sehen, wie schön es da ist, einen herrlichen Kaffee werde ich machen und Euch mit feinem Eierbrot aufwarten, mit Butter und Honig!“ — „Du Reberslödi, zähl' darauf, daß ich komm!“ rief die Frau mit lusternem Gesicht, und der Mund wässerte ihr. — „Kommt Ihr aber um die Mittagszeit und seid ermüdet vom Markt, so soll Euch eine kräftige Fleischbrühe und ein Glas Wein immer parat stehen!“ — „Das wird mir doch tun!“ — „Und an etwas Zuckerwerk oder weißen Weiden für die lieben Kinder zu Hause soll es Euch auch nicht fehlen!“ — „Es wird mir ganz schmachend!“ — „Ein artiges Halstüchlehen oder ein Restchen Seidenzeug oder ein hübsches, altes Band für Eure Röcke oder ein Stück Zeug zu einer neuen Schürze wird gewiß auch zu finden sein, wenn wir meine Kisten und Kästen durchmustern in einer vertrauten Stunde!“ — Die Frau drehte sich auf den Boden herum und schüttelte jauchzend ihre Röcke. — „Und wenn Euer Mann ein vorteilhaftes Geschäft machen könnte mit einem Land- oder Viehhandel, und er mangelt des Geldes, so wißt Ihr, wo Ihr anklopfen sollt. Mein lieber Sali wird froh sein, jederzeit ein Stück Bares sicher und erfreulich anzulegen! Ich selbst werde auch etwa einen Sparpfennig haben, einer vertrauten Freundin auszuhehlen!“ — Jetzt war der Frau nicht mehr zu helfen, sie sagte gerührt: „Ich habe immer gesagt, Du seist ein gutes und schönes Kind! Der Herr wolle es Dir wohl ergehen lassen immer und ewiglich und es Dir gesegnen, was Du an mir tust.“ — „Dagegen verlange ich aber auch, daß Ihr es gut mit mir meint.“ — „Allweg kannst Du das von mir verlangen.“ — „Und daß Ihr jederzeit Eure Waren, sei es Obst, seien es Kartoffeln, sei es Gemüse, erst zu mir bringt und mir anbietet, ehe Ihr auf den Markt geht, damit ich sicher sei, eine rechte Wäuerin an der Hand zu haben, auf die ich mich verlassen kann. Was irgendeiner gibt für die Ware, werde ich gewiß auch geben mit tausend Freuden, Ihr kennt mich ja! Ach, es ist nichts Schöneres, als wenn eine wohlhabende Stadtfrau, die so ratlos in ihren Mauern sitzt und doch so vieler Dinge benötigt ist, und eine rechtschaffene, ehrliche Landfrau, erfahren in allem Wichtigen und Nützlichen, eine gut und dauerhafte Freundschaft zusammen haben. Es kommt einem zugute in hundert Fällen, in Freund und Leid, bei Bewatterschaften und Hochzeit, wenn die Kinder unterrichtet werden und Konfirmiert, wenn sie in die Lehre kommen und wenn sie in die Fremde sollen. Bei Mißwachs und Ueberschwemmungen, bei Feuersbrünsten und Hagelschlag, wofür uns Gott behüte!“ — „Wofür uns Gott behüte!“ sagte die gute Frau schluchzend und trocknete mit ihrer Schürze die Augen; „welch ein verständiges und lieftimmiges Bräutlein bist Du, ja, Dir wird es gut gehen, da müßt keine Gerechtigkeit in der Welt sein. Schön, sauber, klug und weise bist Du, arbeitsam und geschickt zu allen Dingen. Keine ist feiner und besser als Du, in und außer dem Dorfe, und wer Dich hat, der muß meinen, er sei im Himmelreich, oder er ist ein Schelm und hat es mit mir zu tun. Höre Sali! daß Du nur recht artig bist mit meinem Breei, oder ich will Dir den Meister zeigen, Du Glückskind, das Du bist, ein solches Köschchen zu brechen.“ — „So nehmt jetzt auch hier noch mein Bündel mit, wie Ihr mir versprochen habt, bis ich es abholen lassen werde. Vielleicht komme ich aber selbst in der Kutsche und hole es ab, wenn Ihr nichts dagegen habt. Ein Töpfchen Milch werdet Ihr mir nicht abschlagen alsdann, und etwa eine schöne Mandeltorte dazu werde ich schon selbst mitbringen.“ — „Tausendskind! Gib her den Bündel.“ — Brenchen lud ihr auf das zusammengebundene Bett, das sie schon auf dem Kopfe trug, einen langen Sack, in welchem es sein Pfunder und Hahneliges gestopft, so daß die arme Frau mit einem schwankenden Turme auf dem Haupte dastand. „Es wird doch fast zu schwer auf einmal,“ sagte sie, „könnte ich nicht zweimal daran machen?“ — „Nein, nein, wir müssen jetzt augenblicklich gehen, denn wir haben einen weiten Weg, um vornehme Verwandte zu besuchen, die sich jetzt gezeigt haben, seit wir reich sind. Ihr wißt ja, wie es geht.“ — „Weiß wohl, so behüt' Dich Gott und denk an mich in Deiner Herrlichkeit!“

(Fortsetzung folgt.)

## Zu Diderots Gedächtnis.

Von Kurt Eisner.

Vor 200 Jahren — am 5. Oktober 1713 — wurde Denis Diderot, der Enzyklopädist, geboren. Sein Ruhm wird überstrahlt durch Voltaire und Rousseau, obwohl er ihnen an Kraft des revolutionären Geistes ebenbürtig, in der Beweglichkeit seiner das ganze Reich menschlicher Tätigkeiten umfassenden Interessen überlegen war. Diderot war der große Anreger, der auf allen Gebieten Ideen säte. Er war ein Buchjournalist weltgeschichtlichen Stils, er hat sich an seine Zeit ganz verschwendet. Darum wird er heute nur noch wenig gelesen, in Deutschland, wo eine Ausgabe seiner lebendig geliebten Werke fehlt, fast gar nicht. Dennoch ist gerade die klassische deutsche Literatur ohne ihn undenkbar. Lessing, ein im Denken und Leben ihm verwandter Geist, der seine Theaterstücke überlegte, gesteht, daß er ihm die Anregung zu seinen bürgerlichen Schauspielen schuldet. Goethe und Schiller liebten diesen hellen und

klünnen Kopf. Goethe überlegte aus Diderots Nachlaß die brennend zudende Satire *Die Rasse*, bevor noch das Original in Frankreich bekannt wurde. Auch eine kunstphilosophische Abhandlung Diderots hat Goethe ins Deutsche übertragen.

Diderot war der Sohn eines Messerschmieds aus der Champagne. Er ging in die Jesuitenschule, aus der er entwich. Dann führte er in Paris, in dem böllig losgebundenen Dasein dieser Zeiten, das Dasein eines schriftstellersnden Zigeuners, unermülich tätig, Gebirge von Papier aufstürmend, in stetem Kampf mit Polizei, Gerichten, Kerkermeistern, Feinden, auch mit den Leidenschaften des Herzens und mit der Not, für sich, seine Familie, seine Geliebten Geld zu schaffen. Wenn er ein paar Louisdor brauchte, schloß er sich in sein Zimmer ein und ging nicht eher wieder heraus, bis irgend ein verlässliches Buch fertig war. Katharina II. hat ihn aus schlimmstem Elend errettet. Sie kaufte ihm seine Bibliothek ab und zahlte ihm dann als Bibliothekar seiner eigenen Bücher das Jahresgehalt auf fünfzig Jahre im voraus. Sein reicher Nachlaß ist im Besitz der Jarin geblieben.

Aber Diderot verkaufte sich nie. Er diente immer der Wahrheit, dem schöpferischen Streit wider die Mächte der Lüge, des Aberglaubens, der weltlichen und geistlichen Unterdrückung. Er begann als Uebersetzer englischer Philosophen und eines medizinischen Lexikons. Bald schreibt er selbst philosophische Abhandlungen, Romane von ehrlich wigiger Erotik, die man sehr zu Unrecht unter die Schmutzliteratur einreihet. Er ist Mathematiker, Naturwissenschaftler, Theaterdichter, Kunstkritiker. Man lästert ihn als einen Atheisten; das ist er keineswegs oder doch nur insofern, als er die unumstößliche Sicherheit einer menschlich helfenden, beglückenden und genießenden Sittlichkeit irdisch fester zu begründen sucht als in den Wolken des Himmels. Er gibt sich als Skeptiker, aber im Grunde seiner Seele ist er ein Schwärmer, und die Briele, die er seiner geliebten Sophie Woland schrieb, — die Bekenntnisse und die Memoiren Diderots — atmen jene Begeisterung für Tugend, Menschenliebe, Freiheit, wie sie Rousseau nicht feuriger zu dichten vermochte.

Vor allem steht Diderots Name unbergänglich auf dem Titelblatt jenes Riesenwerks, in dem die Revolution Wissenschaft wurde, ehe sie Wirklichkeit ward: der *Enzyklopädie*. Neben ihm zeichnet als Herausgeber in den ersten Teilen der Mathematiker d'Alembert, der ihn aber bald verließ. Dies Werk, in dem das unübersehbare Wissen der Menschheit — heute erzeugt man flache und farblose „Konversationslexika“ — agiatorisch in den Dienst des menschlichen Freiheitskampfes gestellt wurde, hat Diderot, wie er es selbst erdachte, im wesentlichen auch selbst zu Ende geführt; er ist auch der Verfasser vieler und der wertvollsten Artikel. 1750 erschien der erste Band, 1773 der Schlußteil. Ein Jahrzehnt darauf, am 30. Juli 1784, ist Diderot gestorben. In einem letzten Werk (über den römischen Philosophen Seneca) verherrlicht er den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, das gewaltige Vorspiel der französischen Revolution.

Ein flüchtig paradoxer Einfall Diderots, der in einem persönlichen Gespräch ausblitzte, soll den das ganze Leben und Wirken Rousseaus entscheidenden Gedanken erweckt haben: die Ablehnung der gesellschaftlichen Kultur. Diderot selbst aber blieb einem Einfall nichts weniger als treu. Trotz aller Empfindsamkeit für die „schlichte Natur“, die auch ihn erfüllt, ist er im Gegenteil ein bewußter, früher Vorkämpfer einer höchst entwickelten bürgerlichen Kultur. Klarer als irgend ein anderer hat er die Bedeutung der Technik für die Zukunft der Menschheit erkannt, und man fühlt unmittelbar die bürgerlich industriellen Triebkräfte der großen Revolution, wenn man den prophetischen Artikel „Art“ in der *Enzyklopädie* liest, den Diderot verfaßt hat, eine Verherrlichung der Technik, der Handarbeit, der Industrie (im Stande der Manufaktur).

Die revolutionäre Bedeutung des Mannes läßt sich nicht besser und klarer würdigen, als wenn wir — zweihundert Jahre nach seiner Geburt — aus jenem Artikel einige seiner vorwirkend lebendigen Gedanken überlesen.

### Philosophie der Technik.

Von Diderot.

Der Mensch ist nur der Diener oder der Deuter der Natur; er versteht und schafft nur soviel, als er durch Versuch oder Nachdenken Kenntnis von den Dingen hat, die ihn umgeben. Seine bloße Hand, wie stark sie immer sein mag, wie unermülich und geschmeidig, vermag nur für eine geringe Zahl von Leistungen auszureichen; große Dinge leistet sie nur mit Hilfe von Werkzeugen und Regeln. Die Werkzeuge und Regeln sind gleichsam Muskeln, die den Armen hinzugefügt werden, und Kräfte, die die des Geistes verstärken. In der Technik, mit der ich mich hier um so mehr beschäftigen werde, je weniger die Schriftsteller von ihr gesprochen haben, ist das Vermögen des Menschen zusammengesetzt, sich die natürlichen Körper zu nähern oder zu entfernen. Der Mensch kann alles oder nichts, je nachdem diese Annäherung oder Entfernung möglich ist oder nicht.

Ich sage mit einem Philosophen, daß die Naturgeschichte ohne die Technik unvollständig ist. Ich fordere die Naturforscher auf, ihr Werk über die Pflanzen-, Stein- und Tierreiche zu krönen durch die Erfahrungen der Technik, deren Kenntnis erst recht zur wahren Philosophie gehört; und ich wage nach einem Beispiel hinzuzufügen: also ist die Saage, die ich treibe, keine Meinung, sondern ein Werk, und sie ist nützlich und von erster Bedeutung. Das sind nicht

die Phantastereien eines Menschen; es sind die Entscheidungen der Erfahrung und der Vernunft und die Grundlagen eines gewaltigen Baues.

Wenn wir heute Geheimnisse beherrschen, die man früher nicht erhoffte, und wenn es uns gestattet ist, aus der Vergangenheit Schlüsse zu ziehen, warum sollte uns nicht die Zukunft Reichthümer verwahren, auf die wir heute nicht rechnen? Wenn man vor einigen Jahrhunderten gesagt hätte, zu jenen Leuten, die die Möglichkeit der Dinge an dem Umfang ihres Geistes messen und die sich nichts jenseits der Dinge vorstellen, die sie kennen, daß es einen Staub gibt, der Felsen sprengt, der die stärksten Mauern auf weite Entfernungen zerstört; der, wenn man einige Pfund von ihm im tiefen Schoß der Erde einschließt, sich durch die ungeheueren Massen, die ihn bedecken, durchbricht, und einen Abgrund aufzureißen vermag, in dem eine ganze Stadt verschwinden könnte; sie hätten nicht verfehlt, diese Wirkungen zu vergleichen mit der Tätigkeit der Mäder, der Rollen, Hebel, Gegengewichte und der anderen ihnen bekannten Maschinen, um zu erklären, daß ein solcher Staub ein Hirngepinst wäre; und daß nur der Witz und die Kraft, die Erdbeben hervorruft — ein unmachbarer Mechanismus — fähig wäre zu so furchtbaren Wundern.

Hat nicht der Versuch einer Maschine, das Wasser durch Feuer zu heben, wie man ihn zuerst in London versucht hat, übles Gerücht veranlaßt, zumal der Erfinder der Maschine die Weisheit gehabt hat, sich als einen in der Mechanik wenig erfahrenen Mann zu geben? Wenn es in der Welt nur solche Kritiker der Erfindungen gäbe, würden weder große noch kleine Dinge geschehen, aber was uns in unieren Forschungen ermutigen muß und uns veranlaßt, aufmerksam um uns zu blicken, das sind die Jahrhunderte, die verfließen sind, ohne daß die Menschen bedeutende Dinge bemerkt hätten, die sie gleichsam vor Augen hatten. Das ist die Kunst des Druckens und des Stachens. Wie seltsam ist der Menschengeist! Handelt es sich darum, Dinge zu entdecken, so mißtraut er seiner Kraft, er verstrickt sich in die Schwierigkeiten, die er sich macht; die Dinge scheinen ihm unmöglich zu erfinden. Sind sie aber erfunden, so begreift er nicht, daß er so lange sie hat suchen müssen. Und er hat Mitleid mit sich selbst.

In welchem physischen oder metaphysischen System beobachtet man mehr Vernunft, Weisheit, Konsequenz als in den Goldpinnmaschinen, Strumpfwirkerinnen, als in den Beschäftigungen der Vortextur, Gazetweber, Tuchmacher oder Seidenarbeiter? Welche mathematische Demonstration ist schwieriger als der Mechanismus gewisser Uhren oder als die verschiedenen Vorrichtungen, durch die man Hanf bearbeitet, oder das Gespinnst der Seidenraupe, bevor man einen Faden erhält, den man für das Werk gebrauchen kann?

Kann man sich auf irgend einem Gebiete vorstellen, daß es eine größere Feinheit gibt, als das Muster der Samte? Ich fände kein Ende, wenn ich all die Wunder aufzählen wollte, die in den Manufakturen jeden überwältigen, der nicht mit besangenen oder stumpfen Augen hinfommt.

Ich will mich mit dem englischen Philosophen begnügen, drei Erfindungen zu erwähnen, die die Alten noch nicht gekannt haben und von denen — zur Schande der modernen Geschichte und Poesie — die Namen der Erfinder beinahe unbekannt geblieben sind: ich will von der Buchdruckerkunst sprechen, von der Erfindung des Schießpulvers und der Magnetnadel. Welche Revolution haben diese Erfindungen nicht in der Republik des Geistes, in der Kriegskunst, in der Schifffahrt hervorgebracht? Die Magnetnadel hat unsere Schiffe bis zu den unbekanntesten Gegenden geleitet; die Schriftleutern haben Licht zwischen den Gelehrten aller Orte und aller kommenden Zeiten verbreitet; das Schießpulver hat alle jene Meisterwerke der Baukunst entstehen lassen, die unsere Grenze verteidigen und die unserer Feinde; diese drei Künste haben fast das Antlitz der Erde verändert.

Geben wir endlich den mechanischen Künstlern die Gerechtigkeit, die wir ihnen schulden. Die freien Künste haben sich hinlänglich selbst befungen; sie können jetzt ihre Stimme zum Ruhm der mechanischen Künste erheben. Es ist die Aufgabe der freien Künste, die Technik aus der Erniedrigung zu ziehen, in der sie das Vorurteil so lange gehalten hat. Die Handarbeiter halten sich für verächtlich, weil man sie verachtet; lernen wir besser von ihnen denken: das ist das einzige Mittel, bessere Arbeiten von ihnen zu erhalten. Möge aus dem Schoß der Akademien jemand hervorgehen, der in die Werkstätten hinabsteigt, der dort die Erscheinungen der Technik beobachtet, der sie uns in einem Werke auseinandersetzt, welcher die Bauhandwerker veranlaßt, zu lesen, die Philosophen nützlich zu denken, und die Großen endlich einen nützlichen Gebrauch von ihrer Autorität und ihren Belohnungen zu machen.

Wir fordern die Handarbeiter auf, ihrerseits den Rat der Gelehrten zu suchen und nicht mit sich die Entdeckungen untergehen zu lassen, die sie machen. Sie müssen wissen, daß sie sich eines Diebstahls gegen die Menschen schuldig machen, wenn sie das Geheimnis einer nützlichen Erfindung einschließen; und daß es nicht weniger schändlich ist, bei solchen Gelegenheiten das Interesse eines einzelnen dem Interesse aller vorzuziehen. Wenn sie in Verbindung treten, wird man sie von manchen Vorurteilen befreien, besonders von dem, in dem fast alle befangen sind, daß ihre Kunst die letzte Sprosse der Vollendung erklommen hat. Ihre Scheu vor Aufklärung läßt oft einen Mangel auf die Natur der Dinge zurückführen, der in ihnen

selber liegt. Die Hindernisse scheinen ihnen unüberwindlich, weil sie nicht die Mittel kennen, sie zu besiegen. Sie sollen Versuche machen. Zu diesen Versuchen trage jeder sein Teil bei: der Arbeiter für das Handwerk, der Akademiker für die Kosten der Stoffe, der Arbeit und der Zeit; und bald wird die Technik unserer Manufakturen über die des Auslandes jede erwünschte Ueberlegenheit gewinnen.

## Kleines feuilleton.

### Naturkunde.

Ein lebender "Saurier". Aus "Insulinde", dem glücklich-unglücklichen Inselreich in Südost-Asien, wo holländischer und englischer Einfluß mit japanischer und chinesischer Schlauberei auf Kosten der Uebevölkerung einen stillen, aber nicht wenig verheerenden Kampf ausfechten, dringt die Nachricht, daß man dort in vordem von keinem Weißen betretenen Wäldern einen Riesenwaran entdeckt habe, der alle bisher lebend gekannten Eidechsenarten im Schatten stellt und direkt an die ausgestorbenen Riesen-saurier der Jurazeit erinnert.

Die Nachricht klingt dem Naturkundigen nicht unglaubwürdig. Gehören doch die Barane oder Barneidechsen auch bisher schon zu den Riesen ihrer Ordnung, und der im malayischen Archipel heimische Bindewaran, von dem ab und zu ein Exemplar in die europäischen Sammlungen kommt, mißt nicht weniger als fast 2½ Meter, kommt also einem halb erwachsenen Krokodil fast gleich. Er unterscheidet sich aber von ihm nur durch seinen ausgesprochen eidechsenartigen Bau, der dadurch ungemein grotesk wird, daß Kopf und Hals besonders lang ausgezogen sind. In Aegypten lebt noch jetzt eine allerdings wesentlich kleinere Barneidechse, der von den alten Aegyptern göttliche Ehre gezollt wurde, da man sie für einen Feind der Krokodile und einen Freund des Menschen hielt, den sie durch helles Pfeifen vor der Nähe der Krokodile warnte. Diese hübsche Fabel, auf die auch der deutsche Name dieser Echten zurückgeht, hat sich zwar nicht bewahrt. Die Barneidechsen sind allerdings arge Räuber, die lähn andere Eidechsen, Schlangen, Vögel und kleinere Säugetiere angreifen, mit besonderer Vorliebe freilich dem ganz ungefährlichen, doch wohlschmeckenden Geißfuß des Vogeleierausnehmens obliegen. Aber ein Krokodil greifen sie nie an, einfach aus der Ursache, weil das Mikrokodil bis zu 6-7 Meter Länge erreicht.

Nur den neuen Baranen aus Insulinde würde auch ein Krokodillampf als kein ausichtsloses Beginnen erscheinen, sollen sich doch bereits Exemplare von 9-12 Meter Länge unter ihnen befunden haben. Bewahrheitet sich das, so würden sie zu den größten Riesen der Tierwelt zählen und sich den ausgestorbenen Barneidechsen von Queensland in Australien anschließen, deren Skelette auf eine Körperlänge von 12-15 Meter rückzuschließen lassen.

Diese Maße versehen uns in die Urwelt, in der die Saurier, etwa mit Ausnahme des Diplodocus und des neuerdings in Afrika entdeckten Gigantosaurus meist unter den obigen Mäßen blieben. Nur von wenigen, in der Vorstellung der meisten als "Hausgroß" erscheinenden Sauriern sind Maße wie 30 oder 18 Meter Körperlänge bekannt. Die meisten dieser Jäktosaurier und Schwanendrachen gehen nicht über die heutige Tierwelt hinaus; die vielgenannten Flugdrachen waren sogar direkt kleine Tiere und auch der Urvogel kam nicht über Rabengröße hinaus.

Die neuen Barane können sich also schon daneben als Ungeheime und Ueberbleibsel aus der Vorzeit setzen lassen, von der, wie die neuesten Forschungen immer deutlicher erweisen, doch viel mehr in unsere Lebensperiode hineinragt, als man gemeinhin denkt. Vor einigen Menschenaltern starben erst die Riesenvögel Neuseelands aus, vor wenigen Jahren entdeckte man in O-Lapi ebenfalls einen noch lebenden Vertreter vorweltlicher Tierformen, nun schließen sich die Riesenwarane an und so ist anzunehmen, daß die Inselwelt zwischen Australien und Asien sowie das Innere Afrikas als die zwei Gegenden der Erde, an denen sich geologisch am wenigsten geändert hat, uns vielleicht noch manche ähnliche Ueberraschung bescheren.

### Goethe und Schiller über Diderot.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt; wie er denn in alle dem, weshalb ihn die Franzosen tadeln, ein wahrer Deutscher ist. Aber auch sein Standpunkt war schon zu hoch, sein Gesichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm stellen und an seine Seite setzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer rednerischer Kunst herauszuheben und zu adeln suchte, behagten uns gar sehr. . . . So war er es denn auch, der, wie Rousseau, von dem gefälligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine stille Einleitung zu jenen ungeheuren Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien.

Goethe.

Welche Tätigkeit war in diesem Menschen! Eine Flamme, die nimmer verlöschte! Wieviel mehr war er anderen, als sich selbst! Alles an ihm war Seele!

Schiller.